Objekttyp: **Issue**

Zeitschrift: **Schweizer Frauenblatt : Organ für Fraueninteressen und Frauenkultur**

Band (Jahr): **22 (1940)**

Heft 37

PDF erstellt am: **28.05.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Landesbibliothek
Bern

Winterthur, 13. September 1940. Erscheint jeden Freitag 22. Jahrgang Nr. 37

Schweizer Frauenblatt

Organ für Fraueninteressen und Frauenkultur

Offizielles Publikationsorgan des Bundes Schweizer. Frauenvereine
Verlag: Genossenschaft „Schweizer Frauenblatt", Winterthur
Inseraten-Annahme: August Flitz A.-G., Stockerstraße 64, Zürich 2, Telephon 7 29 75. Postcheck-Konto VIII 12433
Administration, Druck und Expedition: Buchdruckerei Winterthur A.-G., Telephon 2 22 52. Postcheck-Konto VIII b 58

Abonnementspreis: Für die Schweiz per Post jährlich Fr. 10.30, halbjährlich Fr. 5.80. Auslands-Abonnement pro Jahr Fr. 13.50. Einzel-Nummern kosten 20 Rappen / Erhältlich auch in sämtlichen Bahnhof-Kiosken / Abonnements-Einzahlungen auf Postcheck-Konto VIII b 58 Winterthur

Insertionspreis: Die einspaltige Nonpareillezeile oder auch deren Raum 30 Rp. für die Schweiz, 60 Rp. für das Ausland / Reklamen: Schweiz 90 Rp., Ausland Fr. 1.50 / Chiffregebühr 50 Rp. / Keine Verbindlichkeit für Placierungsvorschriften bei Inseraten / Inseratenschluß Montag Abend

Wir lesen heute:

Lob der Gegenwart
Psychohygiene und Mode
Dr. Helen Keller zum 60. Geburtstag
Als FHD-Bureau-Ordonnanz

Wochenchronik

Inland

Die fortgesetzten **Verletzungen** unseres **Luftraumes**, die nun allerdings seit letztem Sonntag unterblieben sind, haben bereits die ausländische Presse mit allerhand Drohungen auf den Plan gerufen. Dieser Tage ist nun die englische Antwort auf den abermaligen Protest des Bundesrates eingetroffen. Die englische Regierung verleiht nochmals ihrem tiefsten Bedauern über die vorgekommenen Zwischenfälle Ausdruck und gibt abermals die Zusicherung, daß ihren Piloten Instruktionen erhalten hätten, die Ueberfliegung schweizerischen Gebietes zu meiden. Worauf der Bundesrat unsern schweizerischen Gesandten in London beauftragte, bei der englischen Regierung darauf zu dringen, daß diese Instruktionen künftig auch wirklich befolgt werden.

Am 17. September wird in Bern die **Herbstsession** der eidgenössischen Räte beginnen. Die Dauer ist auf anderthalb Wochen festgesetzt. Das Traktandenverzeichnis umfaßt 89 Geschäfte, worunter der Bericht des Bundesrates über Maßnahmen zum Schutze des Landes, der Bericht über wirtschaftliche Notmaßnahmen, der Bericht über die Einfuhrbeschränkungen, die Vorlage über die Ausgleichssteuer, der bundesrätliche Geschäftsbericht usw.

Das **Referendum** zur Vorlage über den **militärischen Vorunterricht** ist mit 49,000 Stimmen zustande gekommen. Eine Einigungskonferenz mit den Referendumsinitianten, um sie zur Zurücknahme ihrer Unterschriftensammlung zu bewegen, verlief resultatlos. So wird die Vorlage die Volksabstimmung zu passieren haben.

Das eidgenössische Volkswirtschaftsdepartement hat zugunsten der Einsparung von Brennstoffen im kommenden Winter die bereits erwähnte **Verfügung** über die **Oeffnungs- und Schlußzeiten** für Läden und Verkaufsgeschäfte, Verpflegungs- und Unterhaltungsstätten, Veranstaltungen und Schulen nunmehr erlassen. Sie soll Gültigkeit haben vom 6. Oktober 1940 bis zum 5. April 1941. Die Verfügung über die Zusammenlegung von Bäckereien zwecks Brennstoffeinsparung tritt bereits am 12. September in Kraft.

In eine gewisse und unter den heutigen Verhältnissen besonders unliebsame Beeinträchtigung ist unsere Lebensmittelzufuhr aus Frankreich durch ein **Attentat** auf den **Eisenbahnviadukt** von **Evires** in Hochsavoyen, der einzigen uns noch mit Frankreich verbindenden Linie, verletzt worden. Man kann sich des Eindrucks nicht erwehren, daß eine gewisse Absichtlichkeit dahinter steckt. Einigen der Attentäter ist man auf die Spur gekommen. Es sind belgische Anarchisten. Aber in welchem Auftrage und zu welchem Zwecke handelten sie? Das ist die Frage.

In Lausanne öffnete letzten Samstag das **„Comptoir Suisse"**, die Mustermesse der welschen Schweiz, bei bester Beteiligung ihre Pforten, während in Locarno die dritte **Tessiner Handwerksausstellung** die Geschicklichkeit des Tessiner Gewerbes in helles Licht rückt.

Und schließlich seien noch die Tagungen einiger großer Verbände genannt, die in der letzten Woche zu ihren Generalversammlungen zusammentraten: Der Bund schweizerischer Architekten in Lugano, der schweizerische kaufmännische Verein in Biel, die schweizerischen Juristen in Zürich und die schweizerischen Hoteliers in Basel. Sie alle befaßten sich mit den besondern Problemen und Aufgaben, die unsere gegenwärtige Zeit ihnen stellt.

Ausland.

Die Augen der ganzen Welt sind heute mit Bangen nach der Millionenstadt **London** gerichtet, für die schwerste Tage und vor allem Nächte angebrochen sind. Noch vor acht Tagen, am Donnerstag der letzten Woche, hat **Churchill** im Unterhaus einen **Ueberblick** über die gegenwärtige Kriegslage gegeben, der einerseits voll Zuversicht war, andererseits aber dringend vor einem verfrühten Optimismus warnte. „Beide Seiten", sagte er, „haben noch nicht die volle Kraft entwickelt und bei weitem noch nicht alles eingesetzt, wozu sie in der Lage sind. Wir müssen darauf vorbereitet sein, daß noch im Laufe dieses Monats der Kampf einen viel größern Umfang annehmen wird. Unser Gegner hat es dringend nötig, einen Entscheid zu erzwingen, und er dürfte in der Lage sein, nicht nur die Zahl der eingesetzten Apparate zu verstärken, sondern auch die Zahl der Angriffe bei Tag und Nacht zu verdoppeln." „Wir glauben aber", fuhr Churchill fort „daß wir Vertrauen haben dürfen, selbst bedeutend stärkern Angriffen zu widerstehen und ich habe keinen Zweifel, daß unser ganzes Volk den Prüfungen, mögen sie noch so hart sein, ruhig und fest entgegen sieht." Churchills Zuversicht ist nun sehr rasch auf eine harte Probe gestellt worden. Seit letzten Samstagabend wüten Nacht um Nacht die heftigsten und grausamsten Luftkämpfe über London, die an Rücksichtslosigkeit, Brutalität, Stärke des Einsatzes alles bisherige übertreffen. Allein von der Nacht von Samstag zu Sonntag werden an die 300 Tote und gegen 1400 Verletzte gemeldet. Namentlich die Arbeiterviertel mit ihren niedern einstöckigen Häusern in der Nähe der Themse haben besonders gelitten: ganze Straßenzüge sollen in Schutt und Trümmer liegen. Und diese Angriffe haben sich nun seit Samstag Nacht um Nacht wiederholt! Die Fliegeralarme dauerten bis zu 8, 9, ja gar 10 Stunden. Göring in eigener Person soll die Aktionen von Nordfrankreich aus leiten. Aber die englische Bevölkerung ist zähe und läßt sich nicht so leicht einschüchtern. Im Gegenteil — derart rücksichtslose Bombardierungen steigern nur die Erbitterung und den Widerstandswillen. Churchill und der König,

(Fortsetzung siehe Seite 2)

Zum Bettag 1940

E. B. Jährlich wird die Schar derer größer, die innerlich bereit sind, am Eidgenössischen Buß-, Dank- und Bettag das Anliegen der Heimat vor Gott zu bringen — weil von Jahr zu Jahr die Bedrohung der Heimat mit Not verschiedenster Art gestiegen ist. Als es uns „gut ging", da glaubten wir weitgehend an die eigene Kraft, die alles meistere und so weit gefördert habe. Man freute sich am Wohlgeratenen als an einer eigenen Leistung und nahm die Zuversicht für weiteres Gelingen aus dem Bewußtsein des eigenen bisherigen Erfolges. War nicht der Fortschritt des Menschen, der Aufstieg der Menschheit vom Primitiven zum Kulturellen erwiesen? Aus dem Glauben an den Fortschritt war bei vielen ein Glaube an den Erfolg geworden: „Man muß nur wollen; wer will, kann alles!" Und sollte, wer alles kann, noch das Bedürfnis zum beten haben?

Wohl wurden in persönlichem Leid, bei Krankheit, Sterben, Verarmen immer wieder Menschen gewahr, daß ihre eigene Macht am Ende und sie bedürftig der betenden Haltung waren, aber das ging den Einzelnen auf seinen stillsten Wegen an. Was das Wohl und Wehe der Gesamtheit anbetraf, **war weitgehend der religiösen Sphäre entrückt. Da fühlte man sich zuständig, die Verhältnisse aus eigener Kraft zu meistern.**

Das ging, so lange man nicht im Gewitter stand. Bei Sonnenschein und auch bei Regenwetter, wenn sie normales Ausmaß haben, sind wir Menschen die Herrschenden über die Natur: wir säen, ernten, bauen, ändern, passen uns den Jahreszeiten an und bezwingen so den Lauf der Natur, in den hinein wir unsere kulturellen Zeichen prägen. Aber wenn Sonnenschein zur Dürre wird, Regen zu Wolkenbruch und Ungewitter, wenn die Katastrophe hereinbricht, dann endlich merken wir, daß unserm Tun und Können Grenzen gesetzt sind, daß wir machtlos sind, und daß ja alle normale, von Katastrophe verschonte Zeit Geschenk war, Gnadenzeit, Bewährungsfrist, die uns ermöglichen sollte, ungestört und freiwillig unsere Sache gut zu machen, uns ohne Zwang zu entscheiden für die beste und brüderlichste Leistung des Zusammenlebens. Das war die Zeit, da wir am Bettag in frohen Scharen Gott hätten danken müssen und ihn bitten, uns weiterhin zu beschenken. Aber damals war der Bettag mehr im Kalender und im besten Falle noch ein Brauch, dem zu Ehren man pietätvoll zur Kirche ging. Wir dankten zu wenig, weil das gut haben eine Gewohnheit geworden war.

Die brüderliche Leistung aus freien Stücken und in guten Zeiten haben wir als Volk und haben die Völker unter einander schlecht vollbracht. Und nun ist die Bewährungsfrist vorbei. Wir stehen im Gewitter. Es ist nun jeder Tag zum Bettag geworden. Denn nun wissen wir um unsere Ohnmacht und daß wir zittern müssen. Zittern heißt nicht, vor Angst schlottern, und Ohnmacht vor der Gewalt der Katastrophen heißt nicht verzagen und versagen. Wir haben zu tun, was seit einem Jahr zu tun war und weiterhin zu tun ist; unser Heer und unser Volk sind eines; unsere Soldaten im Dienst und wir im Zivilleben sind eines; und jede verantwortungsvolle Frau weiß, daß es heute auf sie ankommt, auf ihr Denken und Tun in Küche und Kinderstube, im Hause und im Beruf, daß die Heimat sie und ihre Leistung braucht.

Aber was wir tun können und wollen, das steht nun nicht mehr allein unter dem Gesetz des eigenen Willens. Auch das Gelingen nicht. Wir fühlen, daß wir im Gewitter beten müssen, um eine gütige Vorsehung und Bewahrung und auch um Kräfte für das Außerordentliche. Nicht die Angst soll uns am Bettag in die Gotteshäuser führen, sondern die gesuchte und gewollte Verbindung zum Göttlichen, zum helfenden, führenden und — möge er es wollen! — bewahrenden Gotte.

Wir haben ihm viel zu danken. Ein Wunder ist es, daß unser Land und wir mit ihm inmitten von so grausigem Geschehen noch unversehrt sind; daß wir im Frieden unseres geordneten Staatswesens, in der Freiheit, die uns die altüberlieferten Rechte geben, leben dürfen; daß wir jeden neuen Tag noch immer unser Dach haben, unsere Nahrung, unsere Arbeit und das Zusammengehören mit unseren Nächsten und der ganzen Gemeinschaft unseres Volkes. Wir danken für ein wunderbares und unverdientes Geschenk. Es ist, als wollte uns Gott noch einmal eine weitere Gelegenheit geben, uns zu bewähren. — Werden wir es nun besser machen, als bisher? Wird uns die wachsende Not willig finden zur einfacheren Lebenshaltung? Damit wir, statt zu seufzen wegen Einschränkungen, das Bleibende an Nahrung, Kleidung und Heizung bereit sind, mit anderen, die noch weniger haben, zu teilen? Wir haben keinen Anlaß, auf Grund des bisherigen Verhaltens gar sicher solcher Kraft zu sein. Härte gegen sich selbst, Haltung im Sturm lernt man durch Uebung und Bewährung, niemals aber durch Härte gegen andere und durch Schutzsuchen vor allem Ungemach.

So sei uns am Bettag bewußt, daß unser wahrstes Danken im Buße tun, im Vergelten von Gutem, das uns zuteil geworden, mit Gutem, das wir andern tun, liegt. Gott danken für seine Bewahrung, das schließt die Frage in sich: wozu hat uns Gott diese Frist gegeben? Wozu uns Kraft und Gesundheit, Heimat und Brot? — Wir ahnen seine Antwort. Möchten wir diese Antwort immer besser erkennen, indem wir Horchende und dadurch Hörende werden. Wenn wir zu laut nur immer bitten um das, was wir für uns wünschen, dann werden wir wohl nie fähig, auch den Sinn zu erfassen, der darin liegt, daß wir nicht in allem erhört werden. Ein stilles Wort von Augustin heißt: „Wer von Gott gehört sein will, der höre zuerst auf Gott". Wir wollen Vertrauen haben, daß wir Hörende werden dürfen, hörend ein Leises und fast Unhörbares ... und dies trotz einer Welt, die voll ist vom Getöse der Waffen und vom Geräusch des großen Geredes. —

Zu einem Eidg. Bettag geschrieben:

Herr der Völker, dem des Himmels Sterne brennen,
Den allein als Gott und König wir erkennen,
Oeffne deines Herzens Gründe diesem Land,
Wo ein betend Volk zu Dir erhebt die Hand!

Sieh', ich ging hinaus, hinaus auf öde Heide,
Sah mein Vaterland im reinen Sonnenkleide,
Hört sein flehend Wimmern in dem Glockenklang,
Der von Bergen und aus Tälern zahllos drang.

In den Kirchlein ferne ließ ich die Propheten,
Wahre, falsche, mit dem armen Volke beten,
Denn ich weiß und glaub, o Herr, in meinem Sinn:
Du lenkst jeden Seufzer zu dir hin!

Und dich rührt dies unbewußte, blinde Stammeln,
Lässest deine Engel die Gebete sammeln,
Schenkest uns unwandelbar das rechte Gut!
Nur um dies, um dies fleht mein bewegtes Blut!

Send' uns gnädig einen Meister, stark und lichte,
Der dir einen neuen Bund und Tempel richte
Von Rubinen, purpurstrahlend himmelwärts,
Jeder ein lebendig schlagend Schweizerherz.

Jeder gleich und jeder spiegelnd scharf geschliffen,
Jeder aus des Volkes tiefstem Schacht gegriffen!
Also wölbe sich empor der feste Saal,
Drin du wohnst, o Gott, als einer Demantstrahl!

Herr, du weißt, daß ohne Freiheit wir nicht leben!
Ist es möglich, laß den Kelch vorüberschweben,
Der die Schlange und die Kette in sich schließt
Und den Todestau schon auf die Fluren gießt!

Segne unsre Fahne, segne unsere Lieder,
Segne unsere Freiheit, laß sie blühen wieder!
Segne du mein Schweizerland, das mit dir stritt.
Siehe, meine Berge beten für mich mit!

Gottfried Keller.

Zur Eröffnung der XV. Ausstellung der Schweizerischen Malerinnen, Bildhauerinnen, Kunstgewerblerinnen in Zürich

Der strahlende Frühherbsttag des 7. September vereinte eine stattliche Gesellschaft von Künstlerinnen und kunstfreudigem Publikum zur Eröffnungsfeier der 15. Ausstellung des Vereins Schweizerischer Malerinnen, Bildhauerinnen und Kunstgewerblerinnen, die in den Räumen des Zürcher Kunsthauses sowie des Kunstgewerbemuseums bis 6. Oktober 1940 zu sehen sein wird. Aus den über tausend eingesandten Arbeiten der Malerei und Plastik wurden von einer gestrengen Jury 240 Stücke gewählt, um vor der Oeffentlichkeit die einzelnen künstlerischen Individualitäten zu vertreten und ihr zugleich den wichtigen Anteil der schaffenden Frau am nationalen Kunstleben eindrücklich werden zu lassen.

Einer aus der festlichen Menge, der Laie, der sich zu freudigem Genusse bereit, den im Kunsthaus dargebotenen Werken der Malerei und Plastik zuwendet, erfährt bei einem ersten Ueberblick schon dankbaden Eindruck einer lebendigen Wirklichkeitsfreude, die ihn hier auf mannigfache Weise anspricht. Denn darf er nicht vor den warm empfundenen Landschaften, vor zärtlich dargestellten Blumen und im Anblick liebevoll erfaßter Menschengesichter eine schöne Stunde lang an eine bessere Welt glauben, in der die Disharmonien selten sind, und wenn sie auftauchen in den Zusammenklang der Formen oder Farben gebändigt werden? Dieser Kunstfreund, dem wir uns beim Gang durch die Ausstellung anschließen, wendet sich vom Allgemeinen dem Besonderen zu. Unter den Bildern erkennt er da und dort ihm bereits vertraute Ausdrucksformen oder Gestaltungsweisen: freudig begrüßt er vielleicht Margheritta Ohwalds wie auf dunkelm Goldton gebettete „Fori" oder Helene Dahms kühne Handschrift, die eine ziehende Herde oder einen Winkel im Oberland festhält. Dora Lauterburgs bodenständige Bauerngestalten oder Marguerite Frey-Surbek mit ihren „Maibildern" betätigen die Vorliebe, die er längst für die Werke dieser Malerinnen gehegt. Trudi Egender-Wintsch kannte er bis jetzt nur aus ihren kapriziös illustrierten Reiseskizzen; nun hat es ihm ihr sonnigen geistreiches Porträt eines langgestreckten, schlafenden Hundes besonders angetan.

Doch was bedeuten diese paar zufällig herausgegriffenen Namen vor der Fülle der Eindrücke, die man an Hand des schönbebilderten Katalogs mit andern vielgenannten oder mit neuen Namen in Zusammenhang bringt? Die starke Vertretung welscher Talente fällt dabei ins Auge. Psychologisch nicht uninteressant mag auch die Tatsache erscheinen, daß die Ausstellung der plastischen Arbeiten nur wenige aber gehaltvolle Stücke umfaßt; die Porträtbüste, getreulich die Einzelheiten der Erscheinung wiedergebend, bestimmt ihren Charakter.

Die Kunstgewerblerinnen, worunter sich auch zwei Architektinnen mit Photos ihrer Bauten einreihen, sind mit ihren Arbeiten in den gutbelichteten Galerieräumen des Kunstgewerbemuseums zu Hause. „Aux délices des dames"! So hat sich einst zu Recht oder Unrecht ein Pariser Warenhaus genannt. Dürfen wir nicht für die Ausstellung unserer Kunstgewerblerinnen diesen vielversprechenden Namen für einmal in Anspruch nehmen? Denn mit Entzücken wendet sich die Beschauerin den vielen lockenden Dingen des täglichen Gebrauches zu, in denen künstlerischer Einfall mit materialgerechter Ausführung sich verbindet und die zu durchaus annehmbarem Preis in ihren Besitz gelangen können. Wollen wir zuerst den geschmackvollen Klöppelarbeiten von Trudi Linke unsere Aufmerksamkeit schenken oder den kostbaren Bucheinbänden von Sophie Hauser und Evi Schibelin? Wir bestaunen die keramischen Arbeiten von Berta Tappolet, die mit farbig-spielerischen Zeichnungen anmutig geschmückt sind, während Luise Meyer-Straßer die ihren farblich noch zurückhaltender, aber nicht weniger ansprechend behandelt. Zierlicher Gold- und Silberschmuck, bunte Glasperlenketten aus verschiedenen Werkstätten verraten und wecken die Freude des festlichen Sichschmückens. (Die Beschauerin konstatiert, wie gut die feine Goldkette mit Topazananhänger zum Ring an ihrer Hand passen würde....)

Ein kluger Mann hat einst die Tätigkeit des Webens als eine Urgebärde der Frau bezeichnet; die zahlreich vertretenen Webereien dieser Ausstellung scheinen ihm recht zu geben. Teppiche, wollene Möbel- und Kleiderstoffe, leinene Decken oder Leinen am Meter zeugen von kluger Anpassung an die herrschende Moderichtung, der sie durch ihre hohe Qualität zugleich wieder neue Impulse zu geben bestimmt scheinen. Augenfällig ist die vielfache Abwendung vom einfarbigen Stoff zugunsten eines dicht gemusterten Webbildes. Die figurenreichen Wandteppiche von Maria Geroe-Tobler beglücken durch ihre zarte Abstufung der Farben und den wohlabgewogenen Aufbau der Komposition; Claire Guyer zaubert mit Kurbelstich großzügige Ornamente auf zartfarbiges oder weißes Leinen. (Wieviel erfreulicher mag das Weiß in Weiß gehaltene Tafeltuch auf einem festlichen Tische wirken als der konventionelle Damast!) Auch hier wieder: Was bedeuten diese paar Namen?

Irgendwo zwischen Kunsthaus und Kunstgewerbemuseum trafen der obengenannte kunstfreudige Laie und die erwähnte Beschauerin zusammen. Angeregt tauschten sie ihre ersten Eindrücke über die zweigeteilte Ausstellung miteinander aus. Er glaubte den Ausstellerinnen im Kunsthaus ein höchstes Lob zu spenden, als er schließlich zu dem Urteil gelangte: „Sehr achtungsgebietend, was diese Frauen da leisten; man könnte geradezu glauben, die Arbeiten stammten durchwegs von ihren männlichen Kollegen!" Die Beschauerin lachte ein wenig, doch sie verschwieg ihm, daß sie im Rückblick auf die Ausstellung der Kunstgewerblerinnen sich sagte: „Höchst achtungsgebietend, in der Tat, aber man vermutet keinen Augenblick lang, daß die Männer das gekonnt hätten."

K.

Krieg

Ein Spätsommer-Sonntag-Morgen, ein wenig nebelverhangen aber doch einen schönen Sonnentag versprechend. Entgegen dem Hauptstrom der Sonntagsausflügler, die dem Wasser zuströmen, wenden wir uns dem Wald und den Wiesen, der Höhe zu. Der Autobus bringt uns schnell an die äußerste Grenze der Stadt und bald sind wir schon im Wald und steigen in gleichmäßig-langsamen Schritten durch lichtes Gehölz aufwärts. Wir begegnen nur ganz wenigen Menschen und so ist es uns gerade recht; es wird ein stiller Tag in der Natur werden. Die Luft ist leicht und gut, es weht immer ein sanft-

die die besonders mitgenommenen Stadtteile aufsuchten, seien denn auch mit größtem Jubel und einem demonstrativen Widerstandswillen empfangen und tief beeindruckt worden von der Entschlossenheit der Bevölkerung, alle Opfer auf sich zu nehmen. Aber noch ist der Höhepunkt nicht erreicht. Churchill hat letzten Mittwoch abend in einer Radioansprache das britische Volk neuerdings darauf vorbereitet, daß es noch mit weit Schwererem zu rechnen haben werde. „Niemand dürfe seine Augen vor der Tatsache verschließen," sagte er „daß eine schwere Invasion auf die englische Insel in großem Maßstabe in Vorbereitung ist mit aller deutschen Sorgfalt und Methode und daß diese Invasion jetzt jeden Augenblick losbrechen kann. Die kommende Woche wird eine sehr wichtige Woche in der britischen Geschichte sein, vergleichbar mit den Tagen der spanischen Armada oder dem großen Versuch Napoleons. Aber was sich heute in viel größerem Maßstabe zuträgt, ist auch von viel größeren Folgen für Leben und Zukunft der Welt und der Zivilisation."

Was nun **Rumänien** anbetrifft, so haben sich dort die Dinge wahrhaft dramatisch weiter entwickelt. Dem bereits gemeldeten Rücktritt der Regierung, der Auflösung des Parlaments und der Aufhebung der Verfassung folgte die **Abdankung** des Königs **Carol**, ihm von dem mit der Neubildung des Kabinetts beauftragten General Antonescu auf eine Umfrage bei den Generälen hin dringend nahegelegt, solle es nicht zu Blutvergießen, besonders von Seiten der eisernen Garde, kommen. Waren doch in Bukarest und an andern Orten bereits bedenkliche Unruhen ausgebrochen. Unmittelbar nach seiner Abdankung reiste Carol ins Ausland ab, entrann unterwegs noch knapp vor der jugoslavischen Grenze einem Attentat von Anhängern der eisernen Garde, verbrachte — mit Bewilligung unseres Bundesrates — eine Nacht in Lugano und befindet sich jetzt auf der Reise nach Portugal. Seine Nachfolge hat sein junger erst 19jähriger Sohn **Michael** angetreten. Dessen königliche Befugnisse sind allerdings nun bedeutend eingeschränkt, fast die ganze Staatsmacht hat dagegen General Antonescu, dem übrigens nicht nur große Autorität, sondern auch große Rechtlichkeit und Unbestechlichkeit nachgerühmt wird, als „Staatsführer" im Händen. Auf der Basis einer loyalen Erfüllung des Wiener Schiedsspruches betrachtet er es als seine Aufgabe — in vertrauensvoller Zusammenarbeit mit den Achsenmächten — Rumänien durch diese schwere Zeit ohne allzu große Erschütterungen, namentlich aber ohne innere Kämpfe oder gar Bürgerkrieg zu einer neuen staatlichen Existenz innerhalb seiner verkleinerten Grenzen hindurchzuführen.

Siebenbürgens Besetzung durch die **Ungarn** geht unterdessen planmäßig und ohne Unruhe vor sich. Andererseits ist nun auch in Craiova das **bulgarisch-rumänische Abkommen** unterzeichnet worden, das Bulgarien die südliche Dobrudscha gemäß den Grenzen von 1913 zurückgibt.

Lob der Gegenwart

Von Wanda Maria Bührig.

Liebe Tante!

Einmal muß ich Dir mein Herz ausschütten, denn zu Hause möchte ich meine Mutlosigkeit nicht zu sehr zeigen. Die Eltern haben genug Sorgen! Du hast immer Verständnis für mich gehabt, deshalb schreibe ich Dir einmal, was ich denke.

Daß unsere Zeit schlecht ist, weißt Du ebenso gut wie ich. Ja, sie ist die schlechteste von allen Zeiten! Sage mir, warum bin ausgerechnet ich in ihr geboren? Haben wir Jungen es nicht ganz besonders schwer? Ich habe mich jahrelang auf die schönste Jugendzeit gefreut, in der ich mich als Erwachsener so recht wohl fühlen wollte, in Arbeit und Sport, in Spiel und Lachen. Vor allem lockte es mich, die Zukunft in vollen Zügen aufzubauen. Und jetzt? Kummer und Angst beherrschen mich, so daß mir das Lachen vergangen ist und die Zukunft schwarz und reizlos vor mir liegt. Ich weiß zwar, daß ich es noch gut habe im Vergleich mit vielen anderen Menschen. Aber was nützt mir dieses Wissen? Das Gefühl sagt mir, daß ich um meine Jugend betrogen bin.

Ich wollte im Herbst heiraten; kann ich das? darf ich das? Hans ist im Dienst, für wie lange? Und nachher? wie wird es gehen? Wohin ich sehe, das gleiche Lied. Die verheirateten Freundinnen sitzen allein zu Hause, sie grämen sich um das Kommende. Kinder? Darf man Kinder in diese Unsicherheit hineinsetzen?

Die Mutter wird unwillig, wenn ich ihr sage, sie hätte es besser als ich. Aber findest Du nicht auch, daß Eure Generation es leichter hat? Habt Ihr nicht das Gute in der Welt schon gehabt? Antworte mir einige Zeilen, liebe Tante, und entschuldige den Jammerbrief. Ich bin nicht immer so traurig wie heute, aber die gestauten Gedanken mußten heraus.

Es grüßt Dich herzlich

Deine Edith.

Meine liebe Edith!

Als ich Deinen Brief bekam, wurde ich richtig böse! Aber nur im ersten Augenblick, denn wozu bin ich sonst alt geworden und habe allerlei erlebt, wenn nicht, um ein wenig Verständnis für verschiedene Nöte aufzubringen?

Ich fange an mit der Beantwortung Deiner letzten Frage. Haben wir, Menschen, die die Lebensmitte überschritten haben, es besser als ihr? Ueberlege es Dir, Du hast aller Voraussicht nach die Zukunft vor Dir, und in ihr so viele Möglichkeiten an Glück; vor Dir liegt die Aussicht auf Liebe, Familie, Wirkungskreis. Und was bleibt uns? Ein kurzer Lebensabend, gerade in den schwierigen Verhältnissen von heute, und dann der Tod. Müßten nicht wir besonders entrüstet sein, jetzt leben zu müssen? Glaubst Du wirklich an das Märchen von der „guten alten Zeit", meinst Du, daß für uns eitel Freude in der Welt geherrscht hat? In unsere Jugend fiel der Weltkrieg, die verschiedenen Revolutionen, Inflationen, Krisen, kurz die Nöte unseres Jahrhunderts.

Aber auf diese Weise kommen wir nicht weiter und gelangen nur tiefer in das unfruchtbare Jammern. Wollen wir lieber gleich anerkennen, daß, wie ein jeder Mensch, so auch jede Generation, seine Last zu tragen hat.

Du behauptest, daß die Gegenwart schlecht ist. Das möchte ich bestreiten, denn nur durch das Lob der Gegenwart finden wir einen Weg aus ihren Wirren heraus.

Ich sehe Dein erstauntes Gesicht. Du meinst, ich bin etwas verdreht, wer sonst kann all das Böse, Schlechte und Furchtbare, was jetzt geschieht, loben?

Das tue ich auch nicht, und ich hoffe, daß andere Mächte bald zur Herrschaft über die Welt gelangen. Das Lob, das ich meine, ist anders, es besteht darin, Gott als Herrscher auch über die Gegenwart anzuerkennen, und sich seinem uns in vielem unverständlichen Willen zu beugen.

Es wird ein großer Kampf zwischen Gut und Böse ausgetragen und wir stärken die guten Kräfte, wenn wir uns positiv zu diesem Ringen verhalten.

Wie wir zu solcher Einstellung gelangen können? Zunächst müssen wir uns von der Einbildung frei machen, daß wir auf irgend etwas Recht oder Anspruch haben, etwa auf Glück, Gesundheit, Reichtum, Vergnügen, Schönheit oder Klugheit. Das haben wir nicht, und damit fällt die Klage: warum gerade mir das schwere Schicksal? in sich zusammen.

Ein jeder muß bei sich selbst anfangen, versuche es einmal, Du wirst bald sehen, wie sich die Gegenwart erhellt, wie viel Schönes und Gutes Du auch in ihr entdecken wirst. So viel, daß Dein Herz von Lob und Dank überworden wird. Dann bist Du auf dem Wege zu dem, was ich Lob der Gegenwart nenne. Findest Du es schwer? Am Anfang schon, denn wir müssen uns von unserem Ich lösen und den Gleichgewichtspunkt unseres Lebens außer uns selbst suchen. Kann man das nicht? Doch, wenn wir Christus statt des Ichs zum Herren über uns und unserem Alltag machen.

Das Lob der Gegenwart, der Dank für das Gute, das uns jeder Tag bringt, beantwortet auch die Frage nach der Zukunft. Selbstverständlich mußt Du tapfer in Dein Leben hineingehen, auf Lob und Dank baust Du es sicherer auf als auf den materiellen „Sicherheiten", die um uns herum hörbar zusammenbrechen. Kinder verbürgen die materielle und geistige Zukunft der Menschheit, wie solltest Du ihnen den Eintritt in die Welt wehren?

So können wir uns im Leben zusammenfinden, ihr, in denen die ungestümen Kräfte der Jugend wirken, und wir Alten, die bereit sind, zu ernten und einzusammeln, was uns noch von Gott gestattet wird.

Lebe wohl, liebe Edith, und laß Dir von Deinen Schwierigkeiten nicht den Blick für das Licht trüben, das auch in der Finsternis unserer Zeit für uns alle scheint.

Deine alte Tante.

Psychohygiene und Mode

Von Dr. Franziska Baumgarten-Tramer.

(Schluß.)

Bei einer dritten Kategorie von Frauen handelt es sich um eine ganz andere Einstellung zur Mode wie bei den beiden anderen. Sie wollen der Mode widerstehen; sie führen einen Kampf gegen ihre Vorschriften und Gesetze. Dem ewigen Wechsel stehen sie ablehnend gegenüber; teils sind es Verstandesgründe, die in ihnen gegen den Gedanken sprechen, Sachen, die noch nicht im mindesten abgenutzt sind, nicht mehr verwenden zu dürfen, oder seine Zeit für sonst gar nicht notwendige Dinge zu vergeuden. Sie sehen Mangel an Logik darin, daß die Industrie immer größere Rationalisierungsmaßnahmen trifft, um an Material und Arbeit zu sparen, gleichzeitig aber vom Verbraucher verlangt, den so rationell hergestellten Gegenstand möglichst unverbraucht wegzuwerfen. Teils sind sie auch aus Gefühlsgründen gegen den allzu raschen Wechsel der Mode, weil sie sich z. B. in einem Hut, einem Rock, einer Jacke sehr gut fühlen und nun nicht gerne die Gegenstände ablegen, bloß weil sie „unmodern" sind, während ihnen die neuen Formen nicht gefallen und ihrem Wesen nicht entsprechen. Bei derart seelisch strukturierten Frauen liegt das Problem auf einer ganz anderen Ebene: einerseits sehen sie ein, daß man irgendwie der Mode entsprechen, diese also mitmachen muß, andererseits aber erkennen sie die ganze Nichtigkeit der modischen Vorschriften, die ihnen wirklich zuwider sind. Für diese Frauen ist daher der Großteil der Anschaffungen mit einem wirklichen Opfer an ihren Ueberzeugungen verbunden, und sie entschließen sich zu dem notwendigen Kleiderwechsel nur gezwungen, mit Widerwillen, Wut und nach der langen Ueberlegung: soll ich es tatsächlich tun? was alles ihnen manche Stunde vergällt. Denn so sehr sie Mode auch verstandesmäßig ablehnen, so sind sie doch nicht ganz unempfindlich der Möglichkeit gegenüber, in Gesellschaft als nicht up to date, als ausrangiert betrachtet zu werden. Daher zwingen sie sich wieder mitzumachen. Manchmal ist es der Ehegatte, der Freund, der es sich wünscht, eine modisch gekleidete Frau zu haben, und dann spielt sich der seelische Kampf ab zwischen der Bereitschaft, dem Wunsch, das geliebte Wesen zufriedenzustellen und der persönlichen Ueberzeugung, man tue etwas Widersinniges und Unrichtiges. Nicht selten bäumt sich aber eine Frau auch gegen diese Forderung des Mannes auf und die Folge davon sind Auswirkungen auf das Eheleben, die sich viel unerquicklicher gestalten, als man vermuten würde.

III.

Wir haben hier von den Konfliktsituationen gesprochen, die das schnelle Tempo des Modewechsels mit sich bringt. Eine zweite typische Erscheinung der heutigen Mode, ihre absolute Allgemeinheit, die Vereinheitlichung, die Uniformierung, die sie mit sich bringt, kann ebenfalls die Quelle von seelischen Konflikten bilden. In früheren Jahrhunderten gab es eine Verschiedenheit der Mode in dem Sinne, daß die Gleichförmigkeit auf eine bestimmte soziale Klasse, einen Stand beschränkt war (anders war die Adlige, anders die Bürgerliche gekleidet). Die Egalisierungstendenz der Mode unserer Zeit umfaßt demgegenüber alle Klassen. Sie wird durch die Industrie begünstigt, für die die Kollektivierung des Konsums, also die Vereinheitlichung der Bedarfsbefriedigung von Nutzen ist.

Diese Angleichung der Modeartikel weckt in vielen Frauen eine wahre „Identifikationssucht". Man ist bestrebt, sich einem Filmstar, einer Schönheits- oder Modekönigin anzugleichen, diesen oder jenen „modernen" Frauen-Typus aus sich zu machen. Der Wunsch, dieses Ideal zu erreichen, zwingt zu Anstrengungen, die in keinem Verhältnis zu der Nichtigkeit des Ziels stehen. Frauen mit starker Individualität widersteht daher die vorgeschriebene Uniformierung. Gegen diesen Zwang als solchen, gegen die Unmöglichkeit, selbstschaffend, selbstbestimmend auf dem Gebiete der Kleidung eigene Wege zu gehen, möchte wohl manche Frau Protest erheben, doch bringen es nur sehr wenige fertig, wirklich Widerstand zu leisten. Die Unterordnung der eigenen Wünsche aber bedeutet immer einen mehr oder weniger starken seelischen Kampf, der viele inneren Kräfte verschlingt.

Schlußbetrachtungen.

Wir sahen, welche negativen seelischen Wirkungen die Mode hervorzurufen imstande ist. Daraus können wir den Schluß ziehen, daß sie keineswegs „seelen-hygienisch" wirkt. Um nicht mißverstanden zu werden, möchten wir jedoch hier betonen: wir verdammen die Mode als solche nicht, nur ihre Auswüchse.

Bekanntlich ist die Modeindustrie ein überaus wichtiger wirtschaftlicher Faktor. Die Begleiterscheinung der Mode — der ständige Wechsel an Bedarfsartikeln, hauptsächlich in der Kleidung — und die wachsende Fülle der für die moderne Frau vorgeschriebenen Gebrauchsgegenstände führen zur Steigerung der Produktion, zur Intensivierung der Wirtschaft. Je größer der Wechsel der Mode, desto größer auch der wirtschaftliche Umsatz. Die Nützlichkeit der Mode als Ankurbelungsmittel der Wirtschaft steht also außerhalb jeder Diskussion.

Der Wechsel der Mode wird auch als ein Mittel angesehen, den Menschen von der Monotonie des Alltags zu befreien; so befriedigt sie den allen Menschen mehr oder weniger eigenen Abwechslungstrieb, der sich in der Neigung äußert, immer etwas Neues zu erleben, oder aber dieser Wechsel das Bestreben darstellt, die Rastlosigkeit und Unstetigkeit des eigenen inneren Wesens auch in der äußeren Gestaltung des Daseins zum Ausdruck zu bringen. Die Mode besitzt somit auch eine seelische Wurzel.

Auch die zweite Begleiterscheinung der Mode, die Uniformierung, zeigt günstige wirtschaftliche Folgen, denn je uniformer die Gegenstände hergestellt werden, desto gewinnbringender ist ihre Produktion, indem alles, was en masse fabriziert werden kann, sich für Serienherstellung eignet, also auf billigere Art und Weise produziert werden kann.

Ihr hastiges Tempo und ihre ins Kleinlichste gehenden Vorschriften aber, in die sie ausgeartet ist, sind ungesund. Die ständige Jagd nach „letzten Neuheiten", die Notwendigkeit eines ewigen Neuanschaffens, fast ohne Ausspannung, das ganze Jahr hindurch (kaum geht eine Saison zu Ende, beginnt eine neue) engt das Leben der Frau auf einen kleinen Kreis von Interessen ein, vermindert ihre Empfänglichkeit für andere Werte geistiger Natur, macht die Frau oberflächlich und sehr egozentrisch, setzt ihre Leistungsfähigkeit (auch die berufliche) herab und nimmt ihr viel von ihrer natürlichen Ruhe und Lebensfreude.

Es ist eine seelisch ungesunde Atmosphäre, welche hier charakterisiert wurde, eine Atmosphäre, deren ständiger Zunahme vom Standpunkt der psychischen Hygiene aus Einhalt geboten werden müßte. Denn die Vorteile, welche die Wirtschaft auch von dem schnellen Modewechsel erfahren mag, werden sicher durch die seelischen Schädigungen, die allzuviele Frauen durch diesen Wechsel erfahren, zum großen Teils wieder aufgehoben.

Es ist nicht zweckmäßig, einen Widerstand gegen die Herrschaft der Mode zu wecken, denn es würde sich dabei um das Leisten eines Widerstandes à perpétuité handeln, was zweifellos große seelische Kraft erfordert. Einen Heroismus dürfte man in dieser Beziehung von den Menschen nicht verlangen, dagegen sollte man fordern, daß der Wechsel der Mode nicht das rasende Tempo behält, das er heute eingeschlagen hat. Auch die Ueberschätzung des Modischen im Sinne des allgemein Verpflichtenden gegenüber dem Individuellen sollte einen Dämpfer erhalten. Denn die Suggestionskraft, die wir der Mode verleihen, verstärkt unsere Suggestibilität im allgemeinen und macht uns nicht nur den vorgeschriebenen Kleidungsform und -art, sondern auch fremden Meinungen botmäßig. Wer weiß, wie vielen Suggestionen wir auf anderen Gebieten der Kultur und des Lebens erliegen, weil wir unbewußt so sehr daran gewöhnt sind, den so häufigen Modevorschriften zu unterliegen!

Der Zweck der hier mitgeteilten Berichte ist es, darauf hinzuweisen, wie bedeutungsvoll die durch die Mode verursachten negativen Erlebnisse sind, und wie unbedingt nötig es ist, daß diese im Interesse unserer psychischen Gesundheit vermieden würden.

Dr. Helen Keller zum 60. Geburtstag

Am dunklen Horizont, der heute das ganze Weltall umgibt, blitzt hier und da noch ein leuchtender Stern auf, der von keinem Scheinwerfer, Vorposten oder Erkundungsflieger gesucht wird, und wenn zufällig entdeckt, unbeachtet beiseite geschoben.

kühler Wind, die Sonne ist noch im Dunst versteckt und es ist ein müheloses Wandern. Durch Buchen-, Föhren- und Tannenwälder führen uns die Wege immer wieder auf große Wiesenlichtungen, immer ein wenig höher, mit immer schönerem und weiterem Blick über die Dörfer und Täler unserer Heimat. Die Welt unseres Blickfeldes ist gleichsam begrenzt von einem blau-grau-violetten Dunst, durch den sich langsam die Sonnenstrahlen brechen. Wir übersteigen den Gipfelpunkt unserer Wanderung und dort, wo sich der Pfad bereits wieder der andern Seite des Tales zuwendet, suchen wir uns einen Ruheplatz in einem stark gelichteten Buchenhain. Wir verzehren unser einfaches Mahl und bald sitzend, bald liegend, geben wir uns ganz der Schönheit und Ruhe der Natur hin. Um uns ist der Wald, unter uns liegen weitherum die Felder und Dörfer. Wie ein Teppich in vollendet schönen Farben und Zeichnungen ziehen sich Wiesen, Fruchtfelder, Bächlein und Wege über das wellige Land. Kein menschlicher Ton ist zu hören, nur dann und wann ein Tiergeräusch und fernher tönen Kirchenglocken tief und voll. Auf einer Wiese tief unter uns bringen ganz kleine Menschlein — wie es scheint — das Emd ein und ihre stummen Gebärden scheinen eingeordnet zu sein in die große Harmonie und den ewigen Rhythmus dieses Sommertages. Wir plaudern über dies und das, über Kleines und Großes, über Menschen und Dinge. Wir politisieren auch ein wenig, denn es ist nicht nur unsere Heimat, die wir sehen, sondern wir befinden uns dicht an der zackigen Grenze derselben und wir könnten kaum mit Sicherheit sagen, wo der trennende Strich zwischen Heimat u. Fremde genau gezogen ist: denn die Natur kennt ihn nicht, diesen trennenden Strich. Und wir sprechen deshalb auch über diese unnatürlichen hohen Wände zwischen Volk und Volk, die das Herz bedrücken angesichts der Natur, die in ihrer ewigen Grenzenlosigkeit Heimat und Fremde überbrückt. Gerade als wir davon sprechen, hören wir ein sehr fernes Geräusch, dumpf und bekannt. Es sind Bomber, die jenseits der Grenze ihre todbringende Fahrt tun. Wie wenn plötzlich eine eisige Hand ans warme Herz rühren würde, so ist es uns. Wir sitzen eingebettet in den Frieden der Natur und irgendwo anders sind Menschen in Lebensgefahr. Eine Weile sind wir still und bedrückt, aber der Schatten ist weit weg und wir sind jung und stehen mitten im Sonnenlicht und geben uns ihm wieder ganz hin. Als wir bald darauf aufbrechen, um in die Niederungen zu steigen, führt uns der Weg zwischen goldgelben Aehrenfeldern — Brot denken wir, unser tägliches Brot — und vollbehangenen Obstbäumen dem Dorfe zu. Sonntäglich sauber und still liegen die Gehöfte in der Sonne, die kleinen Fenster voll blühender Blumen in allen Farben. Noch im hellsten Sonnenschein trägt uns die Bahn der Stadt zu, noch einmal durch das reife, gesegnete Land.

Das Herz voll Freude, die Augen voll Sonne, mit einem frohen Lied auf den Lippen, gehe ich früh zur Ruhe. Dann erwache ich wieder mitten in der Nacht und das Erinnern an einen bösen Traum und die Wirklichkeit eines Fliegeralarms steigen gleichzeitig in mein Bewußtsein. Die schrillen Töne der Sirene wirken wie eine Beleidigung für die laue, mondhelle Sommernacht. Ich bin ganz wach, überwach und lausche. Erst höre ich nur von weit her das Surren von Flugzeugen, dann kommt es näher und näher, scheint direkt über mir zu sein, dann verliert es sich wieder in der Ferne. Am tiefen schweren Ton erkenne ich, daß es Bomber sind. Sie kommen und gehen und wenn sie nahe sind, dann halte ich den Atem an, wenn sie sich entfernen, dann atme ich wie beschenkt auf. Weit in der Ferne höre ich Schüsse, und auf der Straße sind eilige Schritte zu hören, wohl Luftschutzleute, die ihrer Pflicht nachgehen. Ich muß an die Männer denken, die in ihren Maschinen dem Tode entgegenfahren und ich muß an die Frauen, Mütter, Kinder, Greise und Kranken denken, die dort zittern, wohin die Todesfracht fährt. Und wieder kommt von ferne der Ton eines nahenden Flugzeuges und ich denke nun, wie schön es sein müßte, einmal in friedlicher Abicht über die stille, schlafende Welt zu fliegen. Da — ein Knall und ein Donnern, es zittern Wände, Türen und Fenster und ein Luftzug dringt zischend durch den Raum und es ist, als ob Himmel und Erde beben würden. Irgendwo haben Bomben eingeschlagen. Auf dem nahen Wasser schlagen die Schwäne mit ängstlichem Flügelschlag auf und ab, über dem Wasser heulen Hunde, hinter unserem Haus auf der Wiese blöcken die Schafe aufgeregt und irgendwo schreit ein kleines Kind. Die Tiere sind aufgescheucht aus ihrer Ruhe und den Menschen zieht sich das Herz zusammen vor Angst und Schrecken. Durch einen schmalen Spalt sehe ich den nächtlichen Himmel im Mondlicht stehen, ruhig, ewig, fern, und wie in weiter Ferne sehe ich im Geiste wieder die wogenden Felder, die geschnittenen Aehren — ach, die Erde ist so schön und das Leben könnte so reich und gut sein. Wieder erbebt das Haus und die Luft im Echo eines Grauenhaften, das irgendwo geschieht und ich weiß, es ist Krieg und ich schäme mich grenzenlos darüber.

Maria Oechslin.

Peitaiho

Ein Brief aus China.

Peitaiho machte mir in meinen ersten Chinawochen recht Kopfzerbrechen. In jedem zweiten Satz kam das Wort vor. Man redete von Peitaihoschuhen und -Hüten, von Peitaiholeuten, -Häusern und -Hunden, — kurz, es gab rein alles à la Peitaiho und da es meist mehr oder weniger ausgefallene Dinge waren, die danach benannt wurden, glaubte ich zuletzt, Peitaiho sei irgendwie ein Sammelbegriff für Extrabaaanz.

Es ist aber etwas ganz anderes, nämlich der Ferienort und Badestrand von Tientsin. In den heißen Sommermonaten flüchten die meisten Frauen und Kinder aus der stickigen, unausstehlichen Stadt nach Peitaiho hinunter. Die Männer müssen sich mit den Weekends begnügen, da die Geschäfte sich nicht so leicht zusammenpacken und versetzen lassen wie die Haushalte. Zwischen den beiden Orten liegen fünf Stunden Bahnfahrt. Mir Neuankömmling scheint das eine große Reise, die man unternimmt, um irgendwo ein paar Wochen oder Monate zuzubringen; aber im großen, gewaltigen China spielt diese Entfernung keine Rolle: unentwegt treiben das kleine Bimmelbähnchen Freitag und Samstag eine ganze Anzahl von Wochenend-Ehemännern und Familienvätern aus. Heiß und durstig kommen sie an, in Shorts und alten verwaschenen Hemden; aber vergnügt sehen sie aus mit der Aussicht, zwei Tage lang Sonne, Luft und Meer genießen zu dürfen.

Peitaiho ist ein wunderschönes Fleckleín Erde. Die Missionare haben es ursprünglich entdeckt und sich hier angesiedelt und angekauft. Das Ostlich

Blind und taub! Welchen Nutzen sollen derartige Geschöpfe noch dieser Welt bringen? Ein überhebliches oder mitleidvolles Achselzucken, und weiter eilen die Massen, um nach Glück und Wahrheit zu suchen, denn sie vergessen, daß die Quellen zum höheren Schaffen aus ihrem eigenen Geiste hervorgehen müssen, und nicht in der Außenwelt zu finden sind. Am klarsten tritt dies bei den Menschen hervor, die ihrer Seh- oder Hörkraft beraubt sind.

Der äußerlich vollsinnige Mensch vergißt nur zu leicht, daß Augen und Ohren nur Brücken zum geistigen Sehen und Hören sind. Es kann ein Mensch mit gesunden, offenen Augen durchs Leben gehen, ohne wirklich zu begreifen, was er sieht, während ein Blinder die ganze Welt mit seinem geistigen Auge erfassen kann und zu seinem eigenen und anderer Menschen Nutzen verarbeiten. Ebenso kann ein äußerlich Tauber die schönsten Harmonien in seinem geistigen Gehör schaffen.

Die beiden schlagendsten Beweise hierfür sind: Beethoven und Helen Keller.

Es ist wohlbekannt, daß Beethoven seine herrlichsten Musikwerke geschaffen hat, als er völlig taub war.

Und nun Helen Keller. Ihre Lebensgeschichte ist so gut bekannt, daß hier nur einige Hauptpunkte angegeben seien.*

Im Mai 1880 wurde Helen Keller als Tochter eines Majors in einem der südlichen Staaten Nordamerikas geboren. Man sagt, ihre Familie stamme aus der Schweiz. In frühester Kindheit wurde sie von einer schweren Krankheit heimgesucht, die völlige Blindheit und Taubheit hinterließ. Ein glücklicher Zufall führte ihr die Lehrerin zu, der sie ihre späteren, fast übermenschlichen Erfolge zu verdanken hat. Alle erdenklichen Hilfsmittel, die den Blinden und Tauben zur Verfügung stehen, halfen ihr technische Schwierigkeiten zu überwinden. Sie lernte Blindenschriften in verschiedenen Sprachen, Schreibmaschine, das Handalphabet für Taubblinde und sprechen. In Begleitung ihrer Lehrerin besuchte sie Schulen und Universitäten der Sehenden, und legte mit diesen zusammen gleichwertige Examen ab. Sie las alle klassischen und religiösen Werke, die in Blindendruck erschienen, und gelangte bald zu einer eigenen Weltanschauung.

Nun begann sie ihre schriftstellerische Tätigkeit. Nicht nur ihr eigenes Geistesleben, auch Reisebeschreibungen, religiöse und soziale Fragen behandelt sie in ihren Büchern, die in der ganzen Welt gelesen, große Bewunderung erregten. Auf ihren Reisen nach Europa wurde sie von verschiedenen Monarchen empfangen und vor einigen Jahren mit dem Doktor-Titel der Pennsylvania-Universität geehrt. Ihre Bücher sind voll von Wärme und lebhaftem Interesse für das, was sie erlebte, so daß man es kaum fassen kann, daß sie von einer Blinden-Tauben geschrieben sind. Besonders die Naturbeschreibungen sind bewunderungswert. Als man ihr sagte, daß ihre Bücher im Jahre 1933 in Deutschland verbrannt worden waren, wegen ihrer sozialdemokratischen Einstellung, meinte sie mit einem Lächeln: „Oh, das tut nichts, den Geist können sie nicht vernichten, wenn auch das Papier". Ihre religiöse Richtung hat sie aus „Swedenborg" gewonnen, dessen Werke sie gründlich studiert hat. Nach dem vor etwa zwei Jahren erfolgten Tode ihrer geliebten Lehrerin machte sie eine Reise nach Japan.

Schreiben allein aber befriedigte Helen Keller nicht. Ihr soziales Gefühl drängte sie dazu, andern Blinden und Taubblinden zu helfen. Sie half mit bei der Gründung der „Foundation for the Blind" in New York, eine der größten und segensreichsten Einrichtung in den Staaten, und bis heute hat sie durch Vortragsreisen in den Vereinigten Staaten etwa zwei Millionen Dollar eingebracht. Es ist aber nicht dieser materielle Erfolg allein, den sie damit errungen hat, sondern das Verständnis der Sehenden den Blinden gegenüber ist es, das sie in hohem Grade hervorgerufen hat, so daß Amerika mit an erster Stelle in dieser Arbeit steht.

Ihr großer Schmerz ist der Krieg, denn sie ist eine eifrige Friedensfreundin, auch in ihren Reden und Schriften. Im Kriege 1914—18 spendete sie das Einkommen ihrer in Deutschland verkauften Bücher den deutschen Kriegsblinden.

So ist sie das lebende Beispiel eines durch äußere Leiden geläuterten Geistes, der aus tiefer Dunkelheit, als leuchtender Stern, den noch dunkleren Horizont des jetzigen Weltalls durchdringt und erhellt.

Britta Hjordt.

* Von den Schriften Helen Kellers ist vorläufig noch erhältlich ihre Autographie: Helen Keller: „Die Geschichte meines Lebens", Verlag Rob. Lutz, Stuttgart. Preis ca. 5.60. Alle ihre andern Schriften sind, da früher in deutschen Verlagen erschienen, heute im Buchhandel nicht erhältlich.

*

Auch bei uns

erreichen immer wieder manche Behinderte ganz besondere Leistungen und ermutigen damit andere, ein gleiches zu versuchen. So hat am kantonalbernischen Stenographen-Wettschreiben es eine Blinde im maschinenschriftlichen Wettbewerb (mit einer kleinen Blindenschriftmaschine) auf 180 und im französischen Schnellschreiben auf 140 Silben gebracht, für welche besonderen Leistungen ihr ein Spezialpreis zuerkannt wurde. —

Als FHD-Bureau-Ordonnanz

Ich sitze hier in unserm Abteilungs-Büro; es ist Feierabend, und ich habe Zeit, einige meiner Eindrücke aus dem Aktivdienst festzuhalten.

Wie ein alter Krieger erinnere ich mich des Tages, da ich Soldat wurde, und sehe wieder vor mir den Briefumschlag, der mich vor einigen Monaten beim Nachhausekommen erwartete mit dem Absender „Frauenhilfsdienst". Zugleich erinnere ich mich des Gefühls, das in mir hochkam, als ich den gelben, mir jetzt so vertrauten Marschbefehl auseinanderfaltete. Da stand: Sie haben sich zu melden beim Kdo. Sch. Mot. Kan. 0, in X. — Nun galts also, das Bündelein, oder besser den Rucksack zu schnüren und „ins Feld" zu ziehen. Selbstverständlich beschäftigte mich der Gedanke: Wo werde ich hinkommen? Werde ich den Ansprüchen genügen können? Auf welche Art von Büro werde ich kommen? .... Dies alles drehte sich in meinem Hirn herum. Aber auch dieses Vorher ging vorbei und es kam der Augenblick, wo ich zusammen mit einer Schicksalskameradin vor der Türe des besagten Kommandos stand. —

Schwanzwedelnd wurden wir dort vom Stabshund empfangen, was uns vom ersten Moment an einen guten Eindruck machte, und bis heute habe ichs dem verflossenen „Zibo" nicht vergessen, wie freundlich er uns als Erster begrüßte. (Leider war damals seine Sterbestunde schon in nächster Nähe und wir haben seine Freundlichkeit nicht lange genießen können.) — Dann erschien als Zweiter ein Offizier unter der Türe, der uns mit prüfenden Augen maß. Diese zweite Begrüßung war nun viel militärischer, doch hatte die erste den Schrecken schon ein wenig gedämpft. Wie wenn man das erstemal zur Schule muß, so gestaltete sich ungefähr unser Eintritt, nur mit dem Unterschied, daß wir nach Beruf und nicht nach Alter gefragt wurden. Als erstes wurde uns darauf unser Zimmer gezeigt, wo wir mit unserm Gepäck verschwinden konnten. Im Nachbarhaus, ganz unter dem Dach, so fast bei den Schwalben, war für uns zwei FHD eine nette Bude reserviert worden. — Obwohl wir nun schon einige Male dislozierten und demzufolge auch unsere Logis wechseln mußten, bleibt uns unser erstes Zimmer doch immer noch in recht guter Erinnerung. — Nachdem wir uns also notdürftig in aller Eile eingerichtet hatten, traten wir, bewaffnet mit Bleistift, Füllfederhalter und Schreibblock auf dem Büro an, wo wir auch vom Abteilungs-Kommandanten begrüßt wurden. Der erste Eindruck für mich war: ein kleines Büro mit viel Offizieren und Soldaten. Wie lieb uns das kleine Büro werden könnte, hätte ich damals noch nicht für möglich gehalten. Die Möblierung war nach Zivilistenbegriffen reichlich primitiv. Der Lebenslauf der drei Schreibtische begann in irgend einer Gartenwirtschaft; sie waren auf dem Weg der Requirierung „erworben" worden. Der eine der Tische seufzte unter der Last der Telephon-Zentrale, die andern trugen still das Geklapper der Schreibmaschinen, usw. — Als Papierkorb dienten zwei Kartonschachteln, die vorher mit Waschpulver gefüllt gewesen waren, ihren Zweck aber auch als Abfallbehälter versahen. Weiter gehörte zur Einrichtung des Büros der Formularschrank, mit dem ich allerdings in der ersten Zeit schlecht auskam, denn immer, wenn ich irgend ein Formular suchen sollte, war es nicht dort, wo ich es zu finden glaubte. Heute sind wir aber schon fast Freunde geworden und den vielen vorgedruckten Bogen etc. wird es nicht mehr so leicht, sich zu verbergen, denn ihre Verstecke kenne ich nun. — Das war so ziemlich die ganze, in reinem Militärstil gehaltene Inneneinrichtung des Abteilungs-Büros, das nun für unbestimmte Zeit meine „Heimat" werden sollte. Doch blieb am ersten Tag nicht viel Zeit, die Augen schweifen zu lassen, denn nun erklärte uns ein Offizier vor allem die Abteilung, der wir zwei FHD als Büro- und Telephonordonnanzen zugeteilt waren. Zuerst allerdings erschien der ganze komplizierte Apparat recht schleierhaft, und die Telephon-Nummern und Decknamen der beiden zu „unserer" Abteilung gehörenden Batterien saßen am Abend des ersten Dienstages noch abgeholt nicht. Dann wurden wir in die „Geheimnisse" des Dienstweges eingeführt; dieser ist für Zivilisten im allgemeinen ja recht unbekannt, und man ist meistens nicht daran gewöhnt, daß höhere Vorgesetzte nicht direkt erreicht werden können. Zur Veranschaulichung dieses Weges sind die Wände des Abt.-Büros mit Couverts tapeziert, d. h. jeder Offizier hat seinen eigenen Briefkasten in Form eines solchen Couverts, ebenso auch das Kommando der Abteilung sowie die beiden Batterien. Wie in einem Privat-Betrieb gelangen auf diese Weise Mitteilungen etc. an die einzelnen Offiziere. Daneben existiert ein Couvert, welches alles Schriftliche für die Division, d. h. auf dem Dienstweg über das Regiment, aufnimmt und von Kurieren abgeholt wird. — Was am Anfang auch viel Kopfzerbrechen verursachte, das waren die Abkürzungen, und manchmal wollte es fast erscheinen, als ob das Militär nur aus Abkürzungen bestehe. Doch mit der Zeit lernt man auch diese.

Und nun der Arbeitstag. Es ist allerdings schwierig, eine Beschreibung desselben zu geben, denn man darf nicht annehmen, daß ein Tag genau verlaufe wie der andere; unser Arbeitsprogramm richtet sich ziemlich stark nach demjenigen der Truppe, d. h. wenn die Mannschaft z. B. eine Felddienstübung durchzuführen hat, wird es für uns dementsprechende Befehle und Berichte zu schreiben geben. Doch ich will trotzdem den Versuch machen, unsere Arbeit etwas zu schildern.

Unser Tagwerk beginnt um 6 Uhr, d. h. wie es bei Hausfrauen üblich ist, bringen auch wir FHD zuerst unsere „Wohnung" in Ordnung, die Büros werden gereinigt und ausgeräumt, damit man zum arbeiten saubern Tisch hat. Dann nehmen wir unser Morgenessen ein, das wie die andern Mahlzeiten aus der Mannschaftsküche gefaßt wird. Allerdings essen wir nicht mit den letztern, sondern in unmittelbarer Nähe des Büros, das nicht unbesetzt sein darf. Die beiden zur Abteilung gehörenden Batterien haben natürlich ihre eigenen Büros, dagegen kommen alle Telephone auf das Stabsbüro und werden von uns dann weiter verbunden. Umgekehrt müssen auch alle Telephone für die Batterie-Büros von uns verlangt und verbunden werden. Die Bedienung des Telephons ist denn auch eine unserer Hauptarbeiten. Desgleichen verhält es sich auch mit den schriftlichen Befehlen, die von der Division an die Einheiten gesandt werden; diese kommen meistens in mehreren Exemplaren an die Kommandos und müssen von dort an die entsprechenden Stellen, bei uns an die beiden Batterien weitergeleitet werden. Vorher aber werden alle diese abgehenden Befehle eingeschrieben mit Nummern, Datum, dem Absender, denn es hat in der Schweizerarmee sehr viele Abteilungen, Sektionen, Fürsorgestellen usw., auch das Datum und die Zeit des Abgangs an die Batterien wird eingeschrieben. — Daneben geht auch auf einem Militärbüro ziemlich viel Korrespondenz ein. Ein großer Teil davon dreht sich allerdings nur um Urlaub, denn im Militär spielt begreiflicherweise der Urlaub eine große Rolle und es ist interessant zu beobachten, wie die Stimmung vieler Soldaten sich ziemlich stark nach diesem richtet. Manchmal sollten die Offiziere wirklich Hexenmeister sein, um es in dieser Beziehung allen Soldaten recht machen zu können. Oft auch muß der zuständige Offizier nein sagen, damit den Vorschriften, deren es ja viele gibt, Genüge geleistet ist, wenn er auch persönlich ohne weiteres die Bewilligung erteilen würde. Doch wird dies leider vielmals nicht verstanden. —

Zuspruch

Wenn's dir nur Ernst ist, so ist alles andere gleichviel. Der Eine hat eine schwache Stimme und der Andere eine starke, daran liegt nichts; nur wozu sie ein jeder braucht, darauf kommt es allein an. Mein Lieber, Tränen sind nichts und Kniefallen ist nichts; aber der Entschluß gegen Gott und Menschen redlich und dankbar zu sein, das ist alles. Daß der eine Mensch weichmütig und der andere es weniger ist, das ist ebensoviel, als daß der eine Wurm schwerfälliger und der andere leichter aus dem Staube daher schleicht. Wenn es dir nur ernst ist, mein Lieber, so wirst du ihn finden, ihn, der allen Menschen Vater ist.

Heinrich Pestalozzi

(Zuspruch Gertruds an ihren Mann, in „Lienhard und Gertrud".)

Wie bereits erwähnt, wirkt sich die Tagesarbeit der Mannschaft in gewissem Sinne auch auf unsere Arbeit aus. Wenn die Truppe z. B. eine Felddienstübung durchführen muß, gehen derselben Rekognoszierungsberichte voraus, oder die unmittelbaren Befehle für dieselbe; auch allgemeine Berichte über Mannschaft, Tätigkeit, Motorfahrzeugkontrollen usw. Natürlich richten sich die Arbeiten auch nach dem jeweiligen „Arbeitgeber": für den Bau-Offizier müssen z. B. Materialkontrollen und -zusammenstellungen, für den Telephon-Offizier Leitungsschemen hergestellt werden. Dem Vermessungs-Offizier müssen Karten aus dem Sortiment gesucht, für den Arzt Rapporte über den Gesundheitszustand der Truppe usw. geschrieben werden. Im großen und ganzen ist die Arbeit sehr interessant und abwechslungsreich. Etwas gänzlich Unbekanntes war uns auch die Bürowache, die nach dem Nachtessen angetreten wird. Meistens ist es während derselben ziemlich ruhig auf dem Büro, hin und wieder läutet vielleicht das Telephon, es wird eine Mitteilung gemacht oder es kann vorkommen, daß noch etwas geschrieben werden muß, was aber selten der Fall ist. Bei uns zwei FHD ist die Bürowache, auch wenn es spät wird, bis man in die Federn kriechen kann, nicht unbeliebt, man hat während derselben Zeit, den Tag in Gedanken noch einmal vorbeiziehen zu lassen, denn man erlebt viel. Auch repetierten wir uns hin und wieder Arbeiten, die noch nicht klar waren nochmals, wozu am Tag die Zeit ja nicht reichte. Zweifellos ist es eine große Umstellung, vom Zivilleben plötzlich im Militärdienst zu stehen, doch haben sicher diese Wachestunden etwas darüber hinweggeholfen, denn wie schon gesagt, konnte man sich z. B. auch in dieser Zeit einmal bei einem Offizier eine Erklärung holen, die dann das Verständnis für die Arbeit wesentlich erleichterte. Mit dem Letzteren wuchs auch immer mehr die Freude über das Vorrecht, als FHD dem Vaterland dienen und wie unsere Kameraden in der feldgrauen Uniform, treu auf unserm Posten stehen zu dürfen und auf diese Weise unserer Heimat ein Opfer bringen zu können. E. S.

Versammlungs-Anzeiger

Bern: Schweiz. Bund abstinenter Frauen, Ortsgruppe Bern, Dienstag, 17. Sept., 20 Uhr, bei Frau Geel, Kramgasse 13. Singen.

Zürich: Kochen ohne Gas und Elektrisch. Massenküche. Demonstrationen in der Haushaltungsschule der Sektion Zürich

Erhältl. in Apotheken, Drogerien u. Sanitätsgeschäften
VERBANDSTOFF FABRIK ZÜRICH A.-G., ZÜRICH 8

ist noch jetzt zur Hauptsache Missionssiedlung. — Der ganze Ort erstreckt sich weithin, in Buchten hinein und um Klippe herum. Da gibt es die Westendleute, die vom Rocky Point, die vom Legationsquartier und schließlich die Ostklippewohner. Zwischendrin haben sich ein paar Chinesensiedlungen behauptet. Aus der Ferne sehen sie den Lagerplätzen fahrender Zirkusse ähnlich. Flach, zusammengedrückt, ohne freundlich von Bäumen unterbrochen zu werden liegen sie als grauweiße, öde Flecken zwischen den Hügelwellen mit den smaragdgrünen Maisfeldern und den schönen dunklen Baumgruppen. In den Siedlungen herrscht reges Leben. Kinder sitzen mitten im dicken Straßenstaub und vergnügen sich. Einige sind nackt, andere tragen ein paar alte, abgelegte Europäerfetzen oder sind in Lumpen gehüllt und noch andere haben die bis fast auf den Boden reichenden, engen Chinesenröcke übergeworfen. Sie sind meist unendlich dreckig, diese kleinen Chineslein und es macht ihnen gar nichts aus, süß, selig und schmutzstarrend in der harten Straßenrinne zu schlafen. Wagt man die Kinder etwas interessiert anzugucken, schnellen sofort drei oder vier kleine Frechdachse auf, strecken die Hände aus und krähen: Good bye, good bye! — Eseltreiber jagen ihre Langohre auf dem Eselspfad neben der Straße, schreiend schnaufend, komisch beschwörend. Hinter ihnen wirbelt eine dichte Staubwolke auf. Pfeifenrauchende Frauen sitzen müßig am Straßenrand mit ihren Säuglingen in den Armen. Die Köpfchen der schlafenden Kinder hängen meist tief herab und ich möchte jedesmal wegsehen, denn ich muß bei ihrem Anblick an kleine Kinderleichen denken und die armen Wesen dauern mich in ihrer qualvollen Stellung.

Im Ladenviertel mischt sich mit dem durchdringenden Chinesengerüchlein der feine Duft von Pfirsichen, Pflaumen und Aprikosen. Man hat hier am Meer die herrlichsten Früchte und Gemüse. Neben violetten Aubergines liegen Berge von goldgroten Tomaten. Fast jedes Chinesenkind lutscht an einer Gurke oder einem Kürbis. Riesige Schirme, wahre Familiendächer, meist blau oder orange, hängen zum Verkauf aus. Daneben hält ein alter Chinese mit langem Schnurrbart und lässigem Blick Körbe und Hüte feil. Diese Hüte sehen aus wie riesige Pilze oder Schalen. Damit der Wind sie nicht fortbläst, sind sie auf der Innenseite mit einem kleinen Strohkränchen versehen, das sich fest um den Kopf preßt. Die Fischer auf dem Meer draußen tragen diese Hüte, die Feldarbeiter auch, und die Rikschakulis und die weißen Leute schützen sich damit gegen die brennende Sonne, — es sind richtige Peitaihohüte geworden. Zwischen dem Krimskram im engedrängten Ladenviertel hängen Vogelkäfige und magere, ungepflegte Hunde streichen lüstern herum. Ein summender Lärm hängt in der Luft. Es ist eine Art Singsang, merkwürdig, monoton und undefinierbar. Ueber jeder Chinesensiedlung ist dieser Lärm, nie endend und nie wechselnd.

Das Peitaiho der Europäer und Amerikaner sieht ganz anders aus. Es ist im Grünen gebraben und jetzt, anfangs Juli, liegt ein feiner, süßer Duft über allem. Er rührt von den vielen mimosenartigen Bäumen her, die Millionen rosa Federblütchen aufgesteckt haben. Viele Leute aus Tientsin haben ihre eigenen Cottages oder Bungalows hier unten. Andere sind bei Freunden einquartiert oder wohnen irgendwo als bezahlende Gäste: im Hotel sind nur wenige. Die Cottages haben alle Gärten mit leuchtendem Blumenflor. Sonnenblumen, Stockrosen, Nelken, Kornblumen, Dahlien, Feuerbohnen Hibiscusbüsche, — alles, was das Herz begehrt, ist da. Man vergißt ganz, daß man in China ist. Manchmal kann ich mir fast einbilden, an der Cote d'Azur zu sein, wenn ich in den Pinien- und Aroenhäugeln herumkletere und tief unten das Meer blaut. Der Strand in seiner Nachheit gleicht mehr einem Nordseeufer. Wenn ich aber irgendwo auf einem Felsblock sitze, wenn mir der Wind durch die Haare fährt und es so herrlich nach Thymian duftet, dann muß ich oft sogar an unsere Berge denken. Wenn dazu ein fahrender Chinesenhändler in der Ferne seine Holzschelle schlägt, tönt es wie das Bimmeln einer Ziegenherde auf der Alp.

In Peitaiho ist nichts los, rein nichts. Man schwimmt, man ist den ganzen Tag im Freien und führt ein ganz natürliches, aber o wie schönes Leben! Die meisten Leute freuen sich auf diese ungezwungenen Sommerwochen. Nur einige ganz verwöhnte Salonlöwinnen sehnen sich nach Tanz und rauschender Unterhaltung und finden das Meer langweilig. Ich hingegen kann mir nichts Schöneres denken, als einen strahlenden, goldenen Sommertag hier am Meer. Und wenn die Abendsonne ins Meer sinkt, leuchtet all das Gold zum Abschied noch einmal so recht auf. Die Grillen zirpen durchdringend, bis plötzlich, wie auf Kommando, das ganze Konzert verstummt. Dafür flötet ein unbekannter Vogel unentwegt sein „Dew beautiful, how beautiful!"

Eben ist es Zeit zum Begießen. Die Kulis eilen barfuß, einer hinter dem andern vom Soddbrunnen herauf. Federnd balancieren sie die an langen Stangen hängenden gefüllten Wasserkessel auf den Schultern. Die Stockrosen vom hellsten Rosa bis zum dunkelsten Violett, recken sich wie zierliche Pagoden gegen den Goldgrund des Abendhimmels.

Später streut der Mond sein Gefunkel ins Meer. Von einer Terrasse tönt lustiges Geplauder und Gelächter. Unter farbigen Lampions sitzen ein paar Frauen bei ihrer Bridgepartie. Auf der Gasse hocken einige Chinesen mit untergeschlagenen Beinen und spielen um Geld. Sie sind unverbesserliche Spielerseelen und vergessen Hören und Sehen über ihrem Spiel. Dort liegt einer schlafend auf der Mauer. Neben ihm steht der unentbehrliche Teekrug und die Teeschale. Aus einem Dienstbotenraum tönt monoton und melancholisch eine chinesische Geige. Eine Ama summt verloren ihre unverständliche Weise dazu. Halb verschlafen ruft mir ein Rikschakuli leise zu: „Want Rikscha, Missi?"

Ueber Peitaiho liegt der ganze Zauber und der ganze Friede einer Mondnacht.

Neulich seufzte eine Engländerin, es werde ihr so schwer, nach Hause zu schreiben. Sie könne und möge nicht immer sagen, wie schön und friedlich es hier sei — Daran hatte ich noch nicht gedacht und war erst etwas zerknirscht. Aber ist es nicht eigentlich gut, zu wissen, daß es noch irgendwo auf der sieben, weiten Welt, auf der doch Platz genug wäre für alle Menschen, einen friedlichen Fleck gibt? Ist es nicht gut, daß man noch irgendwo leben kann, ohne immer und immer nur von Krieg zu hören?

Ich glaube, ein zufriedener, friedlicher Brief ist eine bessere Quelle für Trost und Hoffnung, als ein genauestes trauriges Schreiben. Deshalb wage ich es auch in dieser bösen Zeit einen Bericht zu schreiben, der gar nichts mit Krieg zu tun hat.

Peitaiho, 19. Juli 1940.

Lotte Mauerhofer-Joost.

des Schweiz. Gemeinnützigen Frauenvereins, Zeltweg 21 a, Zürich 1, Montag, 16. September, 14.30 Uhr. Eintritt Fr. 1.50. Anmeldung bis zum 14. September.

Redaktion:

Allgemeiner Teil: Emmi Bloch, Zürich 5, Limmatstraße 25, Telephon 3 22 03.

Feuilleton: Anna Herzog-Huber, Zürich, Freudenbergstraße 142, Telephon 8 12 08.

Wochenchronik: Helene David, St. Gallen, Tellstr. 19

Berücksichtigen Sie bei den Einkäufen die Inserenten dieses Blattes

SCHAFFHAUSER WOLLE

MARQUE DÉPOSÉE 50 GRAMM

Schlör und obi

Führende Qualitätsmarken!

obi APFELSAFT

Brutto 500 Gr. EIER-HÖRNLI PAUL HOTZ Teigwarenfabrik A.G. WILA Zürich

Hotz A.G. TEIGWAREN sind Vorzüglich

MÄRWILER OBST ESSIG

seit Jahren anerkannt und beliebt wegen seiner hohen Qualität. Spritfrei.

Woll-Centrale Marktgasse Winterthur

Wolle Garne Strümpfe Bébé-sachen

Gratis-Strickanleitung 5 % Rabatt

Import-Frischeier

bulgarische, jugoslavische, ungarische

empfiehlt zu billigsten Tagespreisen

Heinrich Meyer

Obertor 28 Winterthur

Gurken einmachen keine Hexerei! mit Aeschbach Kräuter-Essig fertig ist's... eins, zwei.! GRATIS-MUSTER gegen Einsendung dieses Inserates H. Aeschbach, Essigfabrik, Winterthur

GEZEICHNET AUF ORIGINAL FLASCHE

Seit 50 Jahren

schätzen die Hausfrauen

MEYER'S TEIGWAREN

wegen ihrer Güte und Ausgiebigkeit

GESCHW. MEYER, Teigwarenfabrik, Lenzburg gegr. 1890

Ein von Frauen geleitetes Unternehmen.

Wo kauft die Frau in Zürich?

Gerstlauer TEA-ROOM Bleicherweg 11-13 · Seefeldstr. 40 · Telefon 3 49 94

Bekannt für Qualitätsgebäck

SILENTIA STAUBSAUGER

PREISWERT PRAKTISCH ELEGANT STÖRFREI 2 Jahre Garantie

Electro-Automaten A.G. Zürich Bern Basel

Pyrowurst gut und haltbar — Qualitätsvergleiche überzeugen. Pyro-Palms der gute Brotaufstrich

OTTO RUFF/ZÜRICH WURST- UND CONSERVEN-FABRIK

Am Morgen gut ausgeruht.

seitdem die alte Matratze in eine **Peters-Dea-Matratze** umgearbeitet ist

HUGO PETERS ZÜRICH MÜHLESTEG 2 TEL. 5 31 41

Wo schützen wir Speisen u. Getränke während der heißen Tage vor dem ***Verderben?***

Im **Volkskühlschrank Imber,** dem **Sparer** für jede Haushaltung

Nutzinhalt 80 Liter Preis **Fr. 125.–**

Unverbindliche Besichtigung und Auskunft

in Zürich: JELMOLI S/A

in Baden: BAZAR LANG

Kühlschrankfabrik Imber A.-G. Haldenstraße 27 **Zürich**

Für den Herbst **Damen-Kleider** in leichter schmiegsamer **Wolle** von MÜLLER zu Sommerau THEATERSTR. 8 b. BELLEVUE ZÜRICH

Güggeli am Spieß gebraten Fr. 3.90

Seiler's Spezialkonserven „Lerex" als ständiger Vorrat im Hause

Traiteur Seiler Uraniastraße 7 Zürich 1

Wer gut verdaut, ist gut gelaunt! YOGHURT „AXELROD"

VZM Vereinigte Zürcher Molkereien

Bandagen- und Sanitätsgeschäft

A. Ammann-Notz

Bandagist, Orthopädist Tel. 7 51 41

Löwenstraße 31, Zürich

Krampfadernstrümpfe nur vom Fachgeschäft

„Im Merkur kaufen wir gut das sagte schon meine Mutter!"

Ecole d'Etudes Sociales - Soziale Frauenschule GENEVE

(subventionnée par la Confédération)

Semestre d'hiver: 23 octobre 1940—22 mars 1941.

Cuiture féminine générale. Formation professionnelle d'assistantes sociales (protection de l'enfance, etc.), de directrices d'établissements hospitaliers, secrétaires d'institutions sociales. Bibliothécaires. Ecole de laborantines. Infirmières-visiteuses. Pension et cours ménagers. Formation de gouvernantes de maison au Foyer de l'École (villa avec jardin). P 127/14 x

Programme (50 cts.) et renseign., route de Malagnou 3

Der Schweizerische Wochen- und Säuglingspflegerinnen-Bund

empfiehlt allen Müttern und solchen, die es werden, seine gut ausgebildeten Pflegerinnen. Folgende Stellenvermittlungen erteilen gerne Auskunft:

Stellenvermittlung des Verbandes Aarau: Rohrerstraße 24, Tel. 2 38 51

Stellenvermittlung des Verbandes Basel: Weiherweg 54, Tel. 23.017

Stellenvermittlung des Verbandes Bern: Bahnhofplatz 7, Tel. 33.136

Stellenvermittlung des Verbandes St. Gallen Blumenaustr. 38, Tel. 23.240

Stellenvermittlung des Verbandes Zürich: Asylstraße 90, Tel. 24.080

P 2407 G

Wir **reinigen chemisch** und **desinfizieren** zugleich Kleider, Vorhänge, Teppiche etc. nach neuestem, schonendstem Verfahren

Wir **färben** ihre Garderobe in allen Modetönen

Wir **plissieren, dekatieren, imprägnieren**

TRAUERKLEIDER innert 24 Stunden ohne Zuschlag

Seit 80 Jahren **gut, prompt, billig**

Färberei und chemische Waschanstalt A.G.

WÄDENSWIL ZÜRICH TELEPHON 95 60 58 · GEGR. 1857

Hauptfilialen in Zürich: Seefeldstraße 8 Telephon 2 25 66; Badenerstraße 60 Telephon 5 20 41; Birmensdorferstr. 240, Telephon 5 85 72; Forchstraße 92 Telephon 2 67 11

Detektiv K. Lier sucht diskret erstes Spez.-Büro schafft Klarheit in Vertrauens-Ehesachen, Vaterschafts-Prozessfällen! Beobachtungen, treffsichere Heirats & Spez. Auskünfte Löwenstr. 56 b. Bahnhof, Zürich 1, Tel. 32918 d. Detektiv d. Stadt Zürich & Fremdenpolizei

daheim

Zimmer von Fr. 3 50 an. Licht, Heizung und Bedienung inbegriffen

Alkoholfreies Restaurant Zeughausgasse Bern

517

An erster STELLE Etter-Egloffs Teigwaren

Fabrik gegründet 1845 in Weinfelden